



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Notizen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

lichen Kindheit eine glückliche Jugend in Pfisters Mühle gehabt und würde Bände schreiben müssen, um ihr auf literarischem Wege gerecht zu werden, und da könnte am Ende auch das Publikum, wie meine Frau, kommen und fragen: Wo zu?

Wenn es nur nicht gar zu verlockend wäre, von jenen Epochen zu plaudern, zu den Zeitgenossen, zu der Frau, zu jedem beliebigen Ersten Besten, der darauf hören mag, weil er seinerseits auch davon zu reden wünscht und uns am Munde hängt, weil er mit zappelndem Verlangen drauf paßt, uns endlich das Wort in dieser Hinsicht davon abzufangen!

Nachdem ich die erste Stufe meiner wissenschaftlichen Bildung, die vertraulichen gelehrten Unterhaltungen im Hinterstübchen mit A. A. Nische hinter mir hatte, betrat ich die zweite Staffel der Leiter. Auch die Herren vom städtischen Gymnasium besuchten Pfisters Mühle: die ältern mit meistens zahlreicher Familie, die jüngern neben der jungen Frau mit wenigstens einem Kinderwagen voll, und nur die jüngsten ohne Anhang und höchstens mit ihrem Ideal im Herzen. Gewöhnlich am Mittwoch- und Sonnabend-Nachmittag kamen sie und bildeten dann an einem der längsten Tische des Gartens eine große Familie, und eines schönen Mittwoch-Nachmittags stellte einer aus derselben, und zwar sogar das würdige Oberhaupt, der weißlockige Patriarch, nämlich Direktor Doktor Pottgießer aus blauer Luft eine Art von kurforischem Examen mit mir an, dem mein Vater, mit sämtlichen Schoppen der jüngern Kollegen in bunter Reihe leer auf dem Tische, atemlos lauschte, und dessen Resultat das Wort aus dem Munde des gemüthlichen Schultyrannen war: Schicken Sie ihn mir zu Michaelis, Pfister.

Und zu Michaelis wurde ich ihm geschickt; das heißt Vater Pfister von Pfisters Mühle führte seinen, zu einem höhern Ziel (das heißt einem andern als auch Vater Pfister auf Pfisters Mühle zu werden) bestimmten Sprößling zu einem andern, mehr förmlichen und in die Tinte und aufs Papier verlaufenden Examen in die Stadt. Das Resultat hiervon war, daß ich nicht ein Stück Kuchen aus der Handtasche der Frau Direktor Doktor Pottgießer wie beim ersten bekam, sondern nur, daß mich der Doktor einen „mit wunderlichen Motriis vollgepfropften Tironen“ nannte, mich aber doch in die seiner wackern Obhut anvertraute Herde germanischer Zukunftsgelehrtheit aufnahm und mich dem „passenden Pferch junger, in gleichen Tritt zu bringender Böcke“ zuwies, wie A. A. Nische sich ausdrückte.

(Fortsetzung folgt.)



Notizen.

Im Lande der Phäaken. In seinen „Odyssäischen Landschaften“ entwirft der gelehrte und geistvolle Freiherr von Warsberg enthusiastische Schilderungen der Insel Corfu, des alten Kerkyra und homerischen Scheria. Als k. k. österreichischer Konsul dort ansässig, hat der poetische Diplomat der wissenschaftlichen Erforschung

des sagenberühmten Eilands viel Arbeit gewidmet. Nicht bloß seine ethnographischen, archäologischen und landschaftlichen Merkwürdigkeiten verzeichnet er, im zweiten Bande seiner „Odysseischen Landschaften“ schreibt er auch ausführlich seine politische Geschichte, die deswegen höchst interessant ist, weil die Insel, an der Grenze zwischen Abend- und Morgenland liegend, von allen Wellenschlägen des welt-historischen Lebens berührt ward und im kleinen den Gang der großen Schicksale widerspiegelt. Den ganz andern Charakter, welchen Homer dem Denken und Handeln der Phäaken in der Odyssee giebt, als seinen Achäern und Troern in der Iliade, leitet Warsberg von der phönitischen Abstammung der Scherier her. Alles Phönitische rühmte sich der Abstammung Poseidons oder wurde ihr zugeschrieben, also müsse der Vers der Odyssee XIII, 130, wo Poseidon zum Zeus sagt: „Jene Phäaken, obzwar aus meinem Geschlecht sie entstammt sind,“ dahin gedeutet werden: „Sie sind orientalisch milde. Jeden, der viel im Orient gereist hat, frage ich, ob er nicht im Wesen der seligen Phäaken Züge findet der Großsinnigkeit, des Edelmut, der Freierzigkeit, wie sie ihm wohl in Syrien und durch ganz Kleinasien, aber niemals oder doch nur äußerst selten auf dem Peloponnes und in den Inseln begegnet sind. Aus solchen Daten darf die Geschichtschreibung auch folgern.“ Warsberg begründet diese seine These weiterhin ausführlich. Noch im gegenwärtigen Treiben des Volkes von Corfu findet er überall die liebenswürdigen phäakischen Züge wieder: „Dieses ganze gewerbliche Treiben Corfus hier auf den Fisch- und Gemüsemärkten, in den Gassen und Dikasterien und im Ghetto ist nur klein, beinahe wie Kinderspielzeug. Und lustig auch, wie zum Vergnügen nur, treibt jeder sein Handwerk. Nicht ein zürnendes Gesicht, keinen Streit sah ich dort. Alles schreit und lacht, und lacht noch mehr, wenn der Nachbar sich müht, durch Schreien ihn zu überbieten und die Kunden an sich zu locken. Es ist dieselbe Idylle der Friedfertigkeit, ein freundliches Vertragen aller Elemente, das ich durch die schöne Landschaft der Insel und durch die Einfachheit ihrer bäuerlichen Bevölkerung in alle Zustände gelegt glaube.“ Auch noch ein Satz, der die Landschaft kennzeichnet, sei zitiert: „Kein schönerer Blick als der von dem Geländer der Spianata oder hier oben von der Festung auf diese dichterisch gesegneten Küsten des Chilbe Harold und der Odyssee. Die Landschaft ist zugleich groß und ernst durch ihre Massen und Formen, und lieblich und lachend durch ihre Farben. . . Oft ging ich auf der Spianata in Gedanken versunken unter den Hängen der Festung in den immergrünen Alleen, und wenn ich dann hinaustrat ins Freie, wo sich über das Säulengeländer der Blick hinab auf die getigerte Flut, aus welcher einzelne Scoglien aufragen, hinaus auf den weiten Spiegel der See, auf einzelne Fischersegel, die darüber zogen, auf die freundlichen Vorländer von Corfu und die ersten Berge der albanischen Küste warf, die im blauen Dunst geheimnisvoll versenkt zur Fahrt und zur Erforschung in die durchwärmten Buchten lockte, dann schwand mir alles Denk- und Besinnungsvermögen, und das Buch, das ich für den Nachmittag mitgenommen, ruhte stundenlang ungelesen in meinen Händen. . . Man möchte hier nur immer ruhen und schauen und nichts thun als schauen und das Leben genießen.“ (Odysseische Landschaften I, 31.)

Wir haben nicht ohne Absicht diese Zitate hier angeführt, ehe wir uns zu dem Bande vortrefflicher Novellen wenden, welche Hans Hoffmann unter dem Titel Im Lande der Phäaken (Berlin, Paetel, 1884) herausgegeben. Man hat von verschiedenen Seiten auf den Zusammenhang dieser Dichtungen mit den Seldwylers Geschichten Gottfried Kellers hingewiesen; wir glauben, dieser Hinweis auf die Schilderungen Warsbergs von Corfu dürfte genügen, die Meinung zu be-

gründen, daß Hoffmann viel realistischer zuwerke ging und sich treuer, als man annahm, an das Original hielt, welches er aus eigner Anschauung auch zu kennen scheint. In der That herrscht in den vier Novellen ganz die gleiche Stimmung, von der uns Warsberg berichtet. Es ist auch garnicht unwahrscheinlich, daß die „Odyssäischen Landschaften“ dem Dichter selbst Anregung zur Wahl seiner Stoffe gaben; für die zweite Novelle „Der Erzengel Michael“ ist dies sogar mit einiger Gewißheit anzunehmen. Vd. L. I, 73 sagt Warsberg nach einer Schilderung der Schicksale der letzten Paläologen, welche sich auf Corfu aufhielten: „Ueberhaupt diese byzantinische Geschichte und besonders ihr melancholisches Ausklingen in die wilde Türkenherrschaft hinüber ist von den Dichtern und Romantikern noch gar nicht entdeckt und benützt worden.“ Hoffmanns Novelle hat nun zwar nichts mit dem „melancholischen Ausklingen in die Türkenherrschaft“ zu thun; vielmehr ist sie eine geistvolle Kontrastierung byzantinischen Wesens mit der neu aufstrebenden Renaissancewelt, und Warsberg selbst könnte zu der kostbaren Gestalt des Kyriakos Lampudios, der überall antike Reliquien und hellenische Reminiscenzen auf Corfu wittert und sich in seinem Enthusiasmus selbst in die Rolle des Königs Alkinoos hineinspielt, Modell gefressen haben; aber es scheint zweifellos, daß Hoffmann in dem Buche des Gelehrten zahlreiche Anregung für seine corfiotischen Geschichten fand.

Wohl herrscht der Geist Gottfried Kellers in dem Buche Hoffmanns, daß ja auch „ehrfurchtsvoll“ (warum „Ehrfurcht“ anstatt Achtung oder meinetwegen Bewunderung?) diesem epischen Meister gewidmet ist; aber nicht der der Seldwyler Geschichten, sondern der der „Sieben Legenden,“ worauf noch niemand hingewiesen. Es ist einerseits dieselbe Ironie gegen die starken christlichen Glaubenshelden, welche in ihrer Zuversicht die Hilfe Gottes auf die äußerste Probe stellen, um schließlich die Grenzen ihrer Menschlichkeit zu erfahren: ein Thema, welches Hoffmann in der „Photinissa“ in wahrhaft genialer Weise behandelt hat. Andererseits folgt er der Heiligen-Psychologie seines Meisters darin, daß er den Umschwung in dem Schicksal seiner gläubigen Heldinnen von dem Augenblick an datirt, wo die Glaubensstärke einen Bruch erlitten, wo nüchterne Reflexion die mystische Kraft des Enthusiasmus, welche Wunder thut, zerseht. Bei dem halbsbrecherischen Gang über die scharfe Kante der hohen Burgmauer legt Photinissa unter dem Hersagen eines Morgenspsalmes glücklich den Weg zurück, bis auf die letzten drei Schritte. „Indem sie die letzten Worte hersang, merkte sie plötzlich, wie sonderbar dieselben ihren wahren Absichten widersprachen, und weil sie dennoch von eben dem heiligen Sänger stammten, der alles andre so recht eigens für ihren Fall gedichtet zu haben schien, so gab das für einen Augenblick ein inneres Stutzen und Schwanken; und eben dieser kurze Gedanke des Zweifels brachte alsbald auch ihre Augen in eine leise Verwirrung, daß sie hastig zu dem fürchterlichen Abgrunde niederglitten“ (S. 144). Das ist ganz kellerisch.

Hoffmann vereinigt viele romantische Elemente mit der Strenge der Form, welche die heutige Novelle fordert. Seine erste Novelle „Der faule Beppo“ („Unter blauem Himmel“) ist nichts als eine Variation des Taugenichts, dessen Leben Eichendorff beschrieb. Je mehr er die Form zu beherrschen gelernt haben wird, umso selbständiger wird sich seine liebenswürdig heitere Muse entwickeln; und daß er, bei aller ausgezeichneten historischen Bildung, von der jede Novelle Zeugnis ablegt, die im „Hexenprediger“ beschrittene Bahn des Archäologischen nun ganz vermieden und sich auf die rein künstlerische Ausgestaltung der freien Erzeugnisse seiner Phantasie beschränkt hat — wenn dies nicht vielmehr eine Befreiung ist! — soll ihm nicht zum geringsten Lobe nachgesagt werden.

Berichtigungen. Von Herrn G. v. Voeper in Berlin ist der Redaktion dieser Blätter folgende Zuschrift zugegangen:

Herr G. Wustmann hat in Nr. 36 dieser Zeitschrift vom 28. August d. J. in dem Artikel „Kleine Goethiana“ von einem in Hitzels „Jungem Goethe“ abgedruckten, nicht adressirten Briefe des Dichters vom 22. Juni 1774 angenommen, er sei an den Buchhändler Dieterich in Göttingen gerichtet gewesen. Schon vor sieben Jahren, im Kommentar zum dritten Teile von „Wahrheit und Dichtung“ (bei Hempel III, 369), habe ich jedoch den Dichter Voie als Adressaten genannt. Diese Annahme wird aufrecht zu halten sein, weil Voie in einem Schreiben an Merck vom 8. September 1775 sich als Übermittler des in dem Briefe erwähnten Honorars bezeichnet, weil darin ferner der Besuch des Adressaten in Frankfurt als bevorstehend begrüßt wird und wir wissen, daß Voie einen solchen im Herbst 1774 ausführte, endlich weil der vertrauliche Ton des Briefes und die Nachrichten über Lavater und schriftstellerische Pläne auf einen Goethe befreundeten Schriftsteller schließen lassen, nicht auf einen ihm ganz fernstehenden Buchhändler.

Berlin, September 1884.

v. Voeper.

Ich bin Herrn v. Voeper für seinen Hinweis sehr dankbar, wiewohl ich von der Richtigkeit desselben nicht ganz überzeugt bin. An Voie hatte ich natürlich zunächst auch gedacht, doch schien mir bei näherer Überlegung alles darauf hinzudeuten, daß Goethe sich hier an Dieterich direkt wende, der ihm ja auch selbst den Absatz der Exemplare gemeldet hatte. (Der junge Goethe III, S. 3.) Überzeugend für mich ist weder der Ton des Briefes, den ich garnicht so vertraulich finden kann („Wollen nicht wieder beschwerlich sein“), noch der Umstand, daß Goethe dem Empfänger mitteilt, was er augenblicklich unter der Presse habe, noch endlich der andre Umstand, daß Voie der Übermittler des Geldes gewesen war. Warum sollte sich Goethe, auch wenn ihm Voie das Geld geschickt hatte, nicht direkt bei Dieterich bedanken, der ihm die Exemplare vertrieben hatte? Und warum sollte er einem Buchhändler, der auch Sortimentsgeschäfte trieb, nicht Mitteilung von seinen im Druck befindlichen neuen Schriften machen? „Das sind zwar nur Titel, ist unterdeß zur Nachfrage“ schreibt er. Einigermassen überzeugend für mich ist nur die Thatfache, daß Voie zum Herbst nach Frankfurt kam, und daß unser Brief auf diesen Besuch hinzudeuten scheint.

Es ist mir übrigens lieb, daß ich mich Herrn v. Voeper sofort dankbar beweisen kann, indem ich ihm auch meinerseits eine kleine Berichtigung zugehen lasse. In der Einleitung zum zweiten Bande seiner neuen Goetheausgabe gedenkt er auch der eingehenden Besprechung, die ich dem ersten Bande derselben vorm Jahre in diesen Blättern gewidmet habe, meint aber leider, infolge derselben mich als seinen „Feind“ betrachten zu müssen („Da man auch vom Feinde lernen soll“ etc.). Ich weiß nun nicht, woher Herr v. Voeper die Kunde hat, daß ich der Verfasser jener Besprechung bin. Unterzeichnet hatte ich sie nicht. Indessen, er hat es richtig getroffen, und so bekenne ich mich denn nachträglich dazu. Es ist jedoch nicht ganz ungefährlich, einem Schriftsteller, der maskirt zu bleiben wünscht, die Maske mit Gewalt vom Gesichte zu nehmen; man kann auch einmal an den Falschen kommen, und das ist Herrn v. Voeper passiert. In demselben zweiten Bande seiner Goetheausgabe (S. 291) erwähnt er anerkennend eines Grenzbotaufsatzes vom Jahre 1879: „Bettina und die Goethische Sonette,“ der gleichfalls nicht unterzeichnet war. Herr v. Voeper nimmt an, daß dieser Aufsatz von Burckhardt in Weimar geschrieben gewesen sei. Summ cuius: der Verfasser bin auch in diesem Falle ich. Wenn nun Herr v. Voeper die Güte haben wollte, diesen Aufsatz gelegentlich noch einmal

anzusehen, so würde er sich sehr schnell davon überzeugen, wie sehr er sich geirrt hat, wenn er geglaubt hat, in mir einen „Feind“ sehen zu müssen. Es ist mir bei allen meinen Bücheranzeigen immer nur um die Sache, niemals um die Person zu thun.

Leipzig.

G. B.



Literatur.

Der Wahrspruch. Ein Beweis des Glaubens und ein Beitrag zur „Philosophie des Christentums.“ Hamburg, H. D. Persiehl, 1884.

Der anonyme Verfasser bespricht und beurteilt auf wenig über hundert Seiten alles mögliche: die Lehren Kants, besonders die von Raum und Zeit — er erkennt die Idealität von Raum und Zeit an, bestreitet aber die empirische Realität, läßt nur „empirische Existenz“ gelten, behauptet vielmehr die absolute Realität und sogar die „Identität“ von Raum und Zeit —; Hartmanns Unbewußtes, das „den gesunden Menschenverstand gänzlich aus dem Auge läßt“ und doch „als positive und effektive Leistung in der Geschichte der Philosophie einen höhern Rang als selbst Kant einnimmt“; die von Aristoteles, dem „akademischen Waschmagister,“ gegebene Erklärung der Tragödie; Gestalten aus Shakespeareschen und Schillerschen Dramen; Darwinismus, Spiritismus, Vegetarianismus, Judenfrage, Fortschrittspartei, Sozialdemokratie, Protestantenverein, Zivilstandsgesetz, Zünfte und Gilden, Mission der germanischen Rasse, Quadratur des Kreises, die „gedankenlose Schwärmerei“ für Ausgrabungen auf hellenischem Boden und die „backsteinernen Lügen gothischen Kirchenbaues für protestantische Gemeinden.“ Sein Hauptaugenmerk ist dabei auf das Christentum gerichtet als Salz der Welt, wie wir ihm gern bezeugen, und nebenbei betont er stark die Kunst und ästhetische Auffassungen nach allen Richtungen hin. Mit gleicher Antipathie wendet er sich vom Protestantenverein wie von der orthodoxen oder pietistischen Partei ab. Er lehrt einen ursprünglichen „Ätherleib“ der Erde, ein „Protoplasma“ des Menschen (welches „das Wort“ ist), „Androgynie“ des ersten Menschen, Veränderung der Dinge durch den Sündenfall, infolge dessen die Welt zeitlich und räumlich geworden ist; er trägt seine besondere Psychologie, eine Lehre von Fühlen, Denken, Wollen vor, die ihn zur Aufstellung eigentümlicher Begriffsskalen führt, eine besondere Lehre von den fünf Sinnen, eine eigentümliche Zahlenmystik u. s. w.

Wer das alles auf seinen wirklichen Wert beurteilen wollte, brauchte dazu mehr, viel mehr als hundert Seiten. Unser Anonymus stellt sich als ein unterrichteter und spekulativer Kopf, auch als ein nicht ungeübter Schriftsteller dar, aber was bezweckt er eigentlich mit dieser hastigen und abrupten Art der Darstellung? was meint er damit erreichen zu können? Worin soll eigentlich das liegen, was er „Beweis des Glaubens“ nennt? und worin soll sein „Wahrspruch“ gefunden werden? Manches ist in kühnem Wagnis hingestellt, und wird schwerlich so unbedingte Billigung finden, weder bei Christen noch bei Unchristen. Andererseits sind sicher viele Körner der Wahrheit in diesen Andeutungen zu finden, aber bei der Mannichfaltigkeit der berührten Probleme und bei der Unklarheit, mit welcher der Leser von einem zum andern geführt wird, ist kein bleibender Eindruck zu